



Roland Schleiffer

Fremdplatzierung und Bindungstheorie

BELTZ JUVENTA

Leseprobe aus: Schleiffer, Fremdplatzierung und Bindungstheorie, ISBN 978-3-7799-4305-1
© 2015 Beltz Verlag, Weinheim Basel
<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-4305-1>

Kapitel 2

Bindungstheorie³

Die Bindungsforschung hat sich zu einem der fruchtbarsten Teilgebiete der Entwicklungspsychologie entwickelt.⁴ Bis zu seinem Tode im Jahre 1990 hatte der britische Kinderpsychiater und Psychoanalytiker John Bowlby (1907–1990) als „Vater der Bindungstheorie“ selbst hierbei einen maßgeblichen Anteil. Es macht die Größe dieses Wissenschaftlers aus, dass er immer auch bereit war, eigene Annahmen zu revidieren, wenn von anderen Forschern ermittelte Ergebnisse ihm dies nahe legten. Insofern dürfte die Lebendigkeit dieser Forschungsrichtung durchaus auch seiner Persönlichkeit zu verdanken sein. Der gegenwärtige Boom der Bindungsforschung dürfte auch damit zusammenhängen, dass es sich bei ihr um eine der eher seltenen psychologischen Forschungsrichtungen handelt, die sich durch zwei Merkmale auszeichnet, die sich sonst doch häufig eher ausschließen: Zum einen leuchtet ihre praktische Bedeutung unmittelbar ein, zum anderen erweist sie sich durchaus auch als der empirischen Überprüfung durch wissenschaftlich ausgewiesene Methoden zugänglich.

3 Bei diesem Kapitel handelt es sich um eine überarbeitete Fassung von Kapitel 2 aus Schleiffer (2014).

4 Wie in den meisten Wissenschaftsdisziplinen überwiegen auch in der Bindungsforschung die englischsprachigen Publikationen. Hier ist das Standardwerk das von Jude Cassidy und Philip R. Shaver herausgegebene *Handbook of Attachment* (2. Aufl., New York: Guilford Press 2008). Deutschsprachige Übersichten vermitteln der von Gottfried Spangler und Peter Zimmermann herausgegebene Reader „Die Bindungstheorie: Grundlagen, Formen und Anwendung“ (Stuttgart: Klett-Cotta 2011), das umfangreiche Werk von Karin Grossmann und Klaus E. Grossmann „Bindungen - das Gefüge psychischer Sicherheit“ (2. Aufl., Stuttgart 2012), Lieselotte Ahnert: *Frühe Bindung: Entstehung und Entwicklung*. 2. Aufl. München (Reinhardt) 2008 sowie die von Karl-Heinz Brisch im Verlag Klett-Cotta herausgegebenen Sammelbände.

Bindungstheorie und Fremdplatzierung

Schon in ihren Anfängen befassten sich Bindungstheorie und Bindungsforschung mit den Problemen von Kindern und Jugendlichen, deren Fremdplatzierung mit einer zumindest zeitweiligen Trennung von deren primären Bezugs- und Bindungspersonen verbunden ist. Nicht übertrieben dürfte die Aussage sein, dass die Bindungstheorie in den 40er Jahren des letzten Jahrhunderts geradezu im Heimkontext begründet wurde, als Bowlby auf die psychologischen Folgen der Trennungs- und Verlusterfahrungen bei den betreffenden Kinder und Jugendlichen aufmerksam wurde. Auf die grundlegende Bedeutung von Trennung, Verlust und Bindung verweist denn auch der Titel seiner einflussreichen Trilogie „Attachment and Loss“ bzw. „Bindung und Verlust“ (2006), die zu den einflussreichsten „Klassikern“ der Entwicklungspsychologie gerechnet wird.⁵ Schließlich verweist der Begriff Bindung notwendig auf seinen Gegenbegriff, auf den der Trennung.

Bowlbys eigene Kindheitserlebnisse mögen erklären, wie es dazu kam, dass er, ein distinguiertes Mitglied der englischen Oberschicht, sich gerade der Probleme fremdplatzierter Kinder annahm.⁶ Sein Vater, ein Chirurg, wurde in den Adelsstand erhoben zum Dank dafür, dass er ein Kind der Königsfamilie erfolgreich operiert hatte. John Bowlby selbst wuchs frei von materiellen Sorgen auf. Die Interaktionen mit den Eltern dürften, zumindest nach heutigen Maßstäben, doch recht spärlich gewesen sein. Kinder durften jedenfalls erst am Tisch zusammen mit den Erwachsenen speisen, wenn sie das Alter von zwölf Jahren erreicht hatten. Der vielbeschäftigte Vater soll mehr oder weniger durch Abwesenheit gegläntzt haben. Es heißt, dass der kleine John ihn vornehmlich sonntags anlässlich des gemeinsamen Kirchgangs durch den Hyde-Park zu Gesicht bekam. Er soll das Lieblingskind seiner Mutter gewesen sein, die allerdings als eine eher kühle, unnahbare Frau geschildert wird, die ihre sechs Kinder kaum jemals lobte und für deren Gefühlsleben wenig Aufmerksamkeit aufbrachte. Auch in dieser Familie wurden Kinder in erster Linie von Kindermädchen betreut. Es ist überliefert, dass es für den vierjährigen Jungen eine Katastrophe war, als seine geliebte Nanny die Familie verließ. Für die Geschichte der Bindungsforschung bedeutsam

5 Das dreibändige Werk, das in den Jahren 1969, 1973 und 1980 erstmals veröffentlicht, erschien jeweils wenige Jahre nach der Originalausgabe in deutscher Sprache: „Bindung“ (Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag 1984), „Trennung“ (München: Kindler 1976, sowie „Verlust“ (München: Kindler 1983). Es ist nun zusammengefasst in Bowlby (2006).

6 Zur Biographie von Bowlby: Holmes (1993), Karen (1994), van Dijken (1998).

dürfte auch der Umstand gewesen sein, dass Bowlby im Alter von sieben Jahren in eine Boarding School, d. h. in ein Internat, verbracht wurde, eine Erziehungsmaßnahme, wie sie auch heute noch zumindest für die Kinder der englischen Oberschicht nicht unüblich ist. Er selbst nämlich soll später dazu bemerkt haben, er jedenfalls würde noch nicht einmal einen Hund ins Internat stecken. Während seines gesamten Berufslebens wurde er nicht müde, diese Art von Erziehung, die aus der Befürchtung heraus, die Kinder ungebührlich zu verwöhnen, auf deren Gefühle wenig Rücksicht nahm, hart zu kritisieren. Bowlby betrachtete sich zeitlebens als Opfer eines solchen Erziehungsregimes.

In diesen familiären Erfahrungen die emotionalen Beweggründe für seine lebenslange wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Thema Bindung und Elternverlust und insbesondere mit dem Thema „Trennung von der Mutter“ zu vermuten (van Dijken 1998), liegt denn auch nahe.⁷ Auch wenn Bowlbys Lebensumstände mit denen heute fremdplatzierter Kinder nicht zu vergleichen sind, lassen sich bereits zu diesem frühen Zeitpunkt zentrale Themen der heute vorliegenden Bindungstheorie erkennen, zum einen die Qualität der (Bindungs-)Beziehung zu den elterlichen Bezugspersonen und zum anderen die Möglichkeit, dass Bindungsbedürfnisse auch durch Ersatzbindungspersonen erfüllt werden können.

John Bowlby entwickelte sich zu einem souveränen und ausgesprochen neugierigen Wissenschaftler, der zeitlebens bestrebt war, sich dasjenige aus den verschiedensten Wissenschaftsdisziplinen herauszusuchen, was ihm Antworten auf seine Fragen versprach. Dieses eklektizistische Vorgehen wurde geradezu zu seinem Markenzeichen (van der Horst 2011, S. 159). Es gelang ihm, psychoanalytische mit ethologischen, kognitivistischen und systemtheoretischen Ansätzen zu verbinden und mit der Bindungstheorie eine kohärente Theorie zu konstruieren, die immer der Überprüfung durch die empirische Forschung offen stehen sollte. Schon während seines Medizinstudiums interessierte er sich für psychologische Themen. Dabei hörte er von neuen Erziehungsmethoden, wie sie in manchen Heimen für verhaltensauffällige Kinder angewandt wurden, so in Summerhill, der berühmt gewordenen, von Alexander S. Neill geleiteten Internatsschule, die später auch in der deutschsprachigen Pädagogik ob ihrer unkonventionellen Methoden für

7 Seine These, dass die Verhaltensauffälligkeiten der Kinder auf eine Mutterentbehrung (mother deprivation) zurückzuführen seien, nahm Bowlby später selbst zurück, nachdem sie insbesondere von dem Kinderpsychiater Michael Rutter kritisiert wurde (Rutter 1972). Seitdem besteht Einigkeit darüber, dass nicht die Trennung von der Mutter, sondern die konflikthafte Beziehung zu ihr als pathogen anzusehen ist.

Furore sorgte. Die dort praktizierten Erziehungsvorstellungen mit ihrem Aufruf zu Toleranz und Freiheit, bisweilen gar mit einem Hauch von Anarchie, standen der von ihm erlittenen Erziehung geradezu konträr gegenüber. Sie müssen Bowlby so beeindruckt haben, dass er 1928 sein Medizinstudium für ein Jahr unterbrach, um ein unbezahltes Praktikum in zwei Heimen zu absolvieren, die nach diesen Grundsätzen einer „progressiven Erziehung“ arbeiteten. Die Erfahrungen, die er dort machen konnte, überzeugten ihn davon, dass die zu beobachtenden Verhaltensauffälligkeiten der Kinder in Verbindung mit ihren deprivierenden Erfahrungen in ihren Herkunftsfamilien zu bringen waren. So berichtete er viele Jahre später noch von einem Jungen, zu dem er damals eine enge Beziehung eingegangen war:

„There I had known an adolescent boy who had been thrown out a public school for repeated stealing. Although socially conforming he made no friends and seemed emotionally isolated – from adults and peers alike. Those in charge attributed his condition to his never been cared for during his early years by any one motherly person, a result of his illegitimate birth. Thus I was alerted to a possible connection between prolonged deprivation and the development of a personality apparently incapable of making affectional bonds and, because immune to praise and blame, prone to repeated delinquencies.“ (Bowlby 1981, zit. bei Holmes 1993, S. 18)

Bowlby beschloss nun, Kinderpsychiater zu werden. Zusätzlich unterzog er sich der Ausbildung zum Psychoanalytiker. Nach Beendigung seines Medizinstudiums arbeitete er für drei Jahre an einer Londoner Child Guidance Clinic. Hier traf er mit Sozialarbeiterinnen zusammen, deren psychoanalytische Orientierung ihn maßgeblich beeinflusste. Die Verhaltensauffälligkeiten der Kinder wurden mit den aus der Kindheit herrührenden und unverarbeitet gebliebenen, neurotischen Konflikten ihrer Eltern in Verbindung gebracht, die diese daran hinderten, ihre Kinder angemessen zu erziehen. Bowlby gewann die Überzeugung, dass es nur über eine genaue Abklärung der Lebensumstände der Kinder gelingen konnte, die Ursachen für deren Verhaltensauffälligkeiten zu erfahren. Zwei Besonderheiten fielen ihm auf. Zum einen war es in der Vorgeschichte der Kinder häufig zu einer länger dauernden Trennung von ihrer Mutter gekommen. Manchen war die Mutter gar verstorben. Zum anderen war häufig auf Seiten der Mutter eine unbewusste feindselige und ablehnende Einstellung ihrem Kind gegenüber zu verspüren, die auch überdeckt sein konnte durch ein überfürsorgliches Verhalten. Bowlby nutzte die Gelegenheit, die Beobachtungsdaten von insgesamt 44 Kindern im Alter zwischen sechs und 16 Jahren, deren Verhaltensstörung sich unter anderem im Begehen von Diebstählen manifestierte, systematisch

zu erfassen. Diese Beobachtungen wurden 1944 unter dem Titel „Forty-four thieves – their characters and home-life.“ (44 junge Diebe – ihr Charakter und ihr Zuhause) in einer psychoanalytischen Fachzeitschrift veröffentlicht. Mit dieser Arbeit erwies sich Bowlby insofern als ein Pionier der modernen Entwicklungspsychopathologie, als er neben den ausführlichen Fallberichten auch Statistiken präsentierte und die Methode von Kontrollgruppenvergleichen einsetzte, wissenschaftliche Methoden also, die auch heute noch für psychoanalytisch orientierte Veröffentlichungen ungewöhnlich sind. In dieser Arbeit ging Bowlby eigens auf eine Gruppe von 14 Jugendlichen ein, die sämtlich bestimmte Verhaltens- und Charaktereigenschaften aufwiesen. Diese zeigten wenig oder keine Gefühle und reagierten kaum auf ihnen entgegengebrachte Freundlichkeiten. Von Strafen ließen sie sich nicht beeindrucken. Bei den meisten handelte es sich um regelrechte Einzelgänger, an die nicht heranzukommen war. Bowlby bezeichnete sie daher als affektarm.⁸ Schaute man allerdings näher hin, konnte man hinter ihrer Fassade von Indifferenz doch eine tiefe Traurigkeit und Verzweiflung ausmachen. Allein bei zwölf dieser Jugendlichen war es nach der Säuglingszeit zu einer längeren Trennung von der Mutter gekommen. Den Berichten der für sie zuständigen Sozialarbeiter war zu entnehmen, dass sie in einer chaotischen häuslichen Umgebung aufgewachsen waren, geprägt durch emotionalen Missbrauch und Gewalterfahrung. In ihren Diebstählen sah Bowlby eine Kompromiss-handlung, in der sich sowohl eine Wut gegen die Mutter als auch eine Sehnsucht nach einer gefühlsbetonten Beziehung ausdrückte.

Fasste man das störende Verhalten der Kinder so auf, war es folgerichtig, die therapeutischen Anstrengungen immer auch auf die Eltern, vor allem auf die Mutter, zu richten, eine Vorstellung, die in jener Zeit durchaus ungewöhnlich war. Die in der Psychoanalyse traditionell vorherrschende Auffassung, Verhaltensauffälligkeiten von Kindern auf deren triebbedingten ödipalen Wünsche zurückzuführen, war schließlich durchaus geeignet, die Eltern zu entlasten. Dass Bowlby mit seiner Vorgehensweise bei den Vertretern der psychoanalytischen Orthodoxie auf Ablehnung stoßen musste, war daher unvermeidlich. Die ihm gebührende Anerkennung fand er denn auch erst sehr viel später, schließlich auch von Seiten des psychoanalytischen Establishments, dem er sich dennoch zeitlebens verbunden fühlte.

War das Verhältnis zwischen Psychoanalyse und Bindungstheorie für viele Jahre mithin von wechselseitiger Abwertung geprägt, lässt sich heute

8 Bowlbys Schilderung dieser dissozialen Jugendlichen stimmt weitgehend überein mit dem Merkmalskatalog, der heute die „psychopathische“ Kerngruppe von Menschen mit einer dissozialen Persönlichkeitsstörung beschreibt (vgl. Schleiffer 2013, Kap. 2).

doch eher ein wechselseitiges Desinteresse feststellen. Dieses Desinteresse dürfte auch befördert worden sein durch die unterschiedliche Entwicklung dieser beiden Disziplinen. Im Unterschied zur Psychoanalyse, der es schon wegen ihrer speziellen Ausbildungssituation immer noch nicht gelungen ist, sich im Wissenschaftssystem der Gesellschaft zu behaupten, hat sich die Bindungsforschung als bedeutsame Subdisziplin der Entwicklungspsychologie inzwischen auch akademisch fest etabliert. Jedenfalls wird die Beziehung zwischen Psychoanalyse und Bindungstheorie eher selten diskutiert. Während einige psychoanalytische Autoren in der Rezeption bindungstheoretischer Erkenntnisse durchaus Chancen für ein vertieftes Verständnis therapeutischer Prozesse im Rahmen einer psychodynamischen, den Beziehungsaspekt betonenden Psychotherapie (Fonagy 2003; Malberg/Mayes 2013) sehen oder von ihr gar den Anschluss an die Wissenschaftsentwicklung wiederzugewinnen hoffen (vgl. etwa Köhler 1998), wird von der psychoanalytischen Orthodoxie darauf verwiesen, dass die Bindungstheorie fundamentale Konzepte der Psychoanalyse verfehle (Zepf 2005).

Aufgrund dieser frühen Veröffentlichung wurde man bei der Weltgesundheitsorganisation auf Bowlby aufmerksam. Er erhielt von der WHO den Auftrag, die wissenschaftlichen Erkenntnisse über die Probleme von Kindern, die über kein Zuhause verfügten, zusammenzustellen. Diese Kinder gab es gerade im Europa der Nachkriegszeit zahlreich. Von diesem Forscher erhoffte man sich auch neue Ansätze zur Lösung der drängenden Probleme von Heimkindern, Pflegekindern und Adoptivkindern. Im Zuge seiner Recherchen für den im Jahre 1951 vorgelegte Bericht „Maternal Care and Mental Health“ nahm er die Gelegenheit wahr, sich mit Sozialarbeitern und Kinderpsychiatern in Europa und in den Vereinigten Staaten auszutauschen. Auch studierte er die Literatur zu den besonderen Problemen von Kindern, die in einem Heim untergebracht waren. Dabei fiel ihm die Übereinstimmung auf zwischen den Befunden zu Heimkindern und denen, die er bei seinen jungen Dielen beschrieben hatte.

Schon in den 20er und 30er Jahren des letzten Jahrhunderts hatten Kinderärzte auf die gravierenden Folgen einer Unterbringung von Säuglingen und Kleinkindern in Heimen wie auch in Krankenanstalten aufmerksam gemacht. Deren Lebenserwartung war deutlich verkürzt. Die Sterblichkeit in manchen Waisenhäusern betrug gar 70 Prozent. Aber nicht nur die körperliche, sondern auch die seelische Entwicklung wurde durch diese Form der Fremdplatzierung nachteilig beeinflusst. Der Münchner Kinderarzt Meinhard von Pfaundler (1872–1947) prägte für diesen dramatischen Entwicklungsverlauf den Begriff „Hospitalismus“, der schnell populär werden sollte. In seiner 1925 erschienenen Arbeit „Über Anstaltsschäden an Kindern“ stellte er die Vermutung auf, dass die emotionale Beeinträchtigung dieser

Kinder wesentlich zur Entstehung ihrer körperlichen Beeinträchtigung beigetragen habe. Sein markanter Ausspruch, wonach „noch das siebte Kind am schmutzigen Rockzipfel seiner Mutter“ besser aufgehoben sei als in einem Heim, wird denn auch heute noch gerne als eine Metapher zitiert, die eine bindungstheoretische Interpretation nahe legt (vgl. Unzner 1995). Bowlby jedenfalls verglich die schädlichen Folgen von Heimerziehung für die psychosoziale Entwicklung von Kindern und Jugendlichen mit den von von Pfaundler beschriebenen Symptomen des Säuglingshospitalismus. Bei seiner Ablehnung einer Fremdplatzierung von Kindern stützte er sich auch auf die Arbeiten des amerikanischen Kinderarztes William Goldfarb (1943, 1945). Dieser hatte die Entwicklung von Kindern beschrieben, die von ihren Müttern unmittelbar nach der Geburt abgegeben wurden. Alle waren sie gesund zur Welt gekommen. Eine Gruppe von Kindern wurde zuerst in einem Säuglingsheim untergebracht und kam anschließend im Alter von dreieinhalb Jahren in eine Pflegefamilie. Die anderen Kinder wurden sofort von Pflegeeltern aufgezogen. Beim Vergleich dieser beiden Gruppen stellte sich heraus, dass die Heimerziehung die Entwicklung der Kinder deutlich beeinträchtigt hatte. Verglichen mit den Kindern, die sofort nach der Geburt bei einer Pflegefamilie Aufnahme fanden, erwies sich die Beziehungsfähigkeit der ehemaligen Heimkinder deutlich gestört. Vor allem waren sie kaum fähig, tiefe und dauerhafte Beziehungen einzugehen.

Die methodisch zwar unzulänglichen, nichtsdestotrotz aufgrund ihrer bedrückenden Schilderungen einflussreichen Arbeiten von René Spitz aufgreifend, kam Bowlby zu dem Schluss, dass als Ursache für diese Auffälligkeiten nur die Trennung von ihrer Mutter in Frage kommen konnte (van Rosmalen u. a. 2012). Der aus Wien stammende Arzt und Psychoanalytiker René Spitz hatte bei deprivierten Kleinkindern ein Zustandsbild beschrieben, das er als „anaklitische Depression“ bezeichnete (Spitz 1945; Spitz/Wolf 1946). Demnach zeigten Kinder, denen die affektive Adressierung vorenthalten wurde, nach einer Phase des Protests Zeichen von Trauer und Weinerlichkeit. Sie verweigerten die Nahrung, schaukelten hin und her und wurden apathisch. Auch traten bei ihnen körperliche Symptome auf wie Koliken, Ekzeme sowie eine allgemeine Infektanfälligkeit. Ihre Entwicklung stagnierte. Manche von ihnen starben gar. Diese körperlichen Auswirkungen als Folge einer solchen basalen Nichtadressierung verweisen darauf, dass der Körper zu Beginn des Lebens in Ermangelung einer noch ungenügend resonanzfähigen Psyche als erste Adresse fungiert (Schleiffner 2012b, Kap. 3). Einem solchermaßen nicht oder nur schlecht adressiertem Kind wird zugleich auch die Erfahrung vorenthalten, einen Adressaten für seine Mitteilungen zu finden (Beebe u. a. 2010).